

# BRUSTKREBS-SCREENING: EIN GLÜCKSSPIEL MIT MEHR VERLIERERINNEN

Von Dr. med. Johannes G. Schmidt, Einsiedeln, Schweiz

Der Autor ist in raum&zeit schon mehrfach zu Wort gekommen, weil er in unnachahmlicher Weise die Defizite der orthodoxen Medizin aufzeigt („Die Cholesterin-Angst und andere Torheiten der orthodoxen Medizin“, r&z Nr. 77, „Schwangerschaft und Ultraschall: Vorsorge, die keine ist“, r&z Nr. 83). Den nachfolgenden Vortrag hielt er am 29. Juni 1996 auf der Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe, weshalb er gelegentlich auch Schweizer Verhältnisse anspricht. Trotzdem ist der Vortrag beispielhaft für eine längst überfällige Diskussion der Ärzte untereinander, der Ärzte mit der Gesundheitsbürokratie, der Ärzte mit den Patienten/innen, der Politiker mit den Ärzten, der Patienten mit den Politikern usw. Die bisherige Sichtweise jedenfalls, bei der der menschliche Organismus von der Medizin-Industrie wie ein Markt betrachtet wird, in dem es gilt, so viel und so profitabel wie möglich zu verdienen, ohne Rücksicht darauf, ob das dem Patienten, der Patientin, nützt oder nicht, diese Sichtweise dürfte überholt sein, denn sie ist nicht mehr zu finanzieren. Am Beispiel Brustkrebs-Screening zeigt Dr. Schmidt die Sinnlosigkeit einer „neuen Theologie der Absicherungsmedizin“.

In der Epidemiologie, bei genauer Betrachtung aber auch bei klinischen Studien, geht es um Untersuchungsergebnisse in Form von Häufigkeits-Zahlen oder Wahrscheinlichkeiten - Risikowahrscheinlichkeiten oder Erfolgswahrscheinlichkeiten. Dieses probabilistische Denken erfordert eine mentale Abstraktionsfähigkeit, die oft überfordert, und die Welt abstrakter Zahlen wird zudem häufig als zu „kalt“ abgelehnt - besonders bei einer schrecklichen Erkrankung wie dem Brustkrebs. Das ärztliche Alltagsdenken sowie auch die Vorstellungswelt der Patienten orientieren sich vielmehr an

Bildern von Krankheiten, ihren Mechanismen und deren Bedrohlichkeit. Ich will deshalb einfühlend das emotionale Bild des Brustkrebses als bösartige Erkrankung, die in der gefühlsbeladenen Brust lokalisiert ist, mit dem heutigen Wissensstand konfrontieren.

Die Gefährlichkeit des Brustkrebses kann anhand des klinischen Verlaufs zum Beispiel derjenigen der weiblichen Koronaren Herzkrankheit gegenübergestellt werden. Das Lebensrisiko einer 50-jährigen Frau, einen Herzinfarkt zu erleiden und an der Koronaren Herzkrankheit zu versterben, ist mehrfach größer als das gefürchtete Risiko, an ei-

nem Brustkrebs zu erkranken und daran zu sterben. Überraschend ist vielleicht für viele, daß

die Koronare Herzkrankheit in gut zwei Dritteln der Fälle zum Tode führt und sich somit klinisch relativ bösartig verhält, während der Brustkrebs nur in knapp einem Drittel einen tödlichen Verlauf nimmt (siehe Tab. 1).<sup>1</sup> Wenn also der Brustkrebs in unserem Alltagsdenken als bedrohliches (Krankheits-)Bild erlebt wird, so kann man feststellen, daß eine Patientin mit Brustkrebs eine deutlich weniger gefährliche Krankheit hat als eine Patientin mit einer Koronaren Herzkrankheit. Im Erleben hat die subjektive Bedrohlichkeit mehr Gewicht und bestimmt die Krankheitsangst, die objektive Gefährlichkeit zeigt aber, daß in bezug auf Brustkrebs übertriebene Vorstellungen diese Angst nähren.

Es ist in unserer Diskussion deshalb nicht sehr hilfreich, zu sehr das Bild der schwer leidenden terminalen Brustkrebspatientin und damit bewußt oder unbewußt das Gefühl unserer schwer erträglichen therapeutischen Hilflosigkeit zu evozieren, was dann mächtig nach Erleichterung durch Aktivismus verlangt, der nicht mehr gebührend kritisch hinterfragt werden kann.

Ein gutartigeres Bild der Brustkrebs-Erkrankung wird auch durch Autopsie-Studien nahegelegt (siehe Tab. 2).<sup>2</sup> Etwa bei einem Viertel aller Frauen zeigen sich post mortem histologisch maligne Brustdrüsenveränderungen, die aber nur bei einem Bruchteil von knapp einem Drit-

Wie «maligne» ist Brustkrebs im Vergleich?  
How "malign" is breast cancer in comparison?

	Erkrankungsrisiko* Risk of disease*	Sterberisiko* Risk of dying from disease*	Lebenszeit Case-fatality
Brustkrebs Breast cancer	10 %	3 %	30 %
Herzinfarkt Coronary heart disease	46 %	31 %	67 %

\* Lebenszeit-Wahrscheinlichkeit einer 50-jährigen Frau  
\* Lifetime probability of a 50-year-old woman

[Emswyl J et al. Annals Med 1992; 117: 1026-1032]

Tabelle 1



div nach der lokalen Tumorentfernung und seine Verhütung durch eine radikale lokale Tumorkontrolle nicht direkt verantwortlich für die weitere Dissemin-

mie oder Lumpektomie in der Reduktion der Tumormasse besteht. Das Bild des „Brustkrebses“ als lokale Brustkrankung entspricht einer falschen Vorstellung.

Für die Belange der Früherkennung erweist sich die operationale Differenzierung des Brustkrebses in drei Untergruppen als wirklichkeitsgerecht:

- Primär gestreut wachsende Brustkrebs (deren ungünstiger Verlauf auch durch eine frühzeitige Therapie nicht verändert werden kann),

- Klinisch gutartige Brustkrebs (die durch ein Screening unnötig entdeckt werden),

- Brustkrebs mit vorwiegend lokoregionärer Ausbreitung der Tumormasse (die durch eine Früherkennung beeinflusst werden können).

Die dritte Gruppe mit einem möglichen Früherkennungs-Nutzen macht dabei eine eher kleine Minderheit der Brustkrebs aus. „Many breast cancers are systemic from inception (and outcome cannot be altered by early local treatment), many are clinically benign (and early local treatment does not change the good prognosis). Breast cancer appears to be systemic from its inception in many cases and locally progressive in some“.<sup>13</sup>

Der histologisch definierte Brustkrebs zeigt somit klinisch ein vielfältiges Bild, welches am ehesten einer im ganzen Körper stattfindenden systemischen Erkrankung entspricht, die mehrheitlich klinisch gutartig ist. Die „böartige Krankheit in der Brust“ ist eher die Ausnahme als die Regel, auch wenn es sie gibt. In vielen Fällen bringt eine „Späterkennung“ deshalb mehr Glück als die Früherkennung, in anderen nicht voraussagbaren Fällen kann eine Früherkennung die Rettung sein. Krebszellen in der Brust können harmlos sein, in anderen Fällen sind sie Ausdruck einer verhängnisvollen Krankheitsentwicklung. Brustkrebs zeigt in der überwiegenden Zahl der Fälle einen klinisch gutartigen Verlauf, wobei Wirtsfaktoren (Selbstheilungskraft und Abwehrkraft) den Verlauf vielleicht weit stärker bestimmen als

Die Brustoperation hat  
- mindestens historisch gesehen - mehr die Qualität einer radikalen Inquisition gegen das Böse als einer durch wissenschaftliche Evidenz und sorgfältige Beobachtung gestützten Vorgehensweise.

nation. „Ipsilateral breast tumour recurrence proved to be a powerful independent predictor of distant disease. However, it is a marker of risk for, not a cause of, distant metastasis. While mastectomy or breast irradiation following lumpectomy prevent expression of the marker they do not lower the risk of distant disease“.<sup>11</sup> Auch eine Invasion der axillären Lymphstationen zeigt sich nicht als der direkte Weg der Krankheitsausbreitung. „The involved regional lymph nodes are a warning of the poor prognosis not the cause of it“.<sup>12</sup>

Somit müßten der Tumor in der Brust und der Befall der regionalen Lymphknoten sozusagen als die auffälligsten „Metastasen“ eines primär systemischen Geschehens betrachtet werden, bei welchem die Wirkungsweise einer Mastekto-

### Brusterhaltende Operation plus Bestrahlung versus brusterhaltende Operation allein Breast conservation plus radiotherapy versus breast conservation alone

	Folien-Üp (Jahre/ycm)	Lokalrezidiv Local relapse		Überlebensrate Survival	
		Rad+	Rad-	Rad+	Rad-
NSARP	9	12 %	43 %	69 %	68 %
Upstate-Orebro	3	2 %	8 %	94 %	91 %
Ontario	3,6	6 %	26 %	92 %	91 %
Milano	3,3	0,3 %	8,8 %	-	-

(Pinner A et al. Lancet 1994; 343: 422)

**Tabelle 4**

das Vorhandensein der Krebszelle als Agens (siehe unten).

Es darf also nicht übersehen werden, daß sich die Frage des Brustkrebs-Screenings gegenüber einem solchen differenzierten (Krankheits-)Bild stellt. Gegenüber dem herkömmlichen kruden Krebsbild macht dieses viel differenziertere Bild von vornherein nicht nur mögliche Vorteile, sondern auch Grenzen der lokalen Krebsbekämpfung sowie mögliche Nachteile eines Krebs-Screenings sichtbar. Die Frage, die zu beantworten bleibt, ist somit nicht, ob die Brustkrebsfrüherkennung wirksam ist oder nicht, sondern in wie vielen Fällen dadurch Vorteile und in wie vielen Fällen Nachteile entstehen.

#### Früherkennungsstudien: Von den ersten beeindruckenden Erfolgen zu den mageren Ergebnissen der neuesten Studien

Die herkömmliche Perzeption der Rolle der Brustkrebs-Früherkennung wurde historisch geprägt von den ersten entsprechenden Studienergebnissen, die bis etwa 1985 vorlagen. Alle bis dazumal abgeschlossenen Studien zeigten eine überzeugende (relative) Brustkrebsmortalitäts-Reduktion zwischen 31 und 70%.<sup>14-18</sup> Ab 1988 begann die Publikation einer Reihe später begonnener und abgeschlossener Studien aus Malmö,<sup>19</sup> Edinburgh,<sup>20</sup> Stockholm und Kanada,<sup>21,22</sup> die allesamt eine statistisch nicht signifikante Reduktion zwischen bescheideneren 3 und

29% auswiesen (siehe Tab. 6). In einer zusammenfassenden Metaanalyse aller schwedischen Studien blieb eine insgesamt statistisch klar signifikante Brustkrebsmortalitäts-Senkung von 15% übrig; diese Reduktion beschränkt sich auf die Altersgruppe der 50-69jährigen; keine Reduktion, in Übereinstimmung mit der kanadischen Studie,<sup>23</sup> erfolgte bei Frauen unter 50 Jahren, eine nur geringe Senkung erfolgte bei Frauen ab 70.<sup>24</sup>

Diesen historischen Rückgang der Früherkennungs-Wirksamkeit vollständig schlüssig zu erklären, ist schwierig. Einerseits kann angesichts der methodischen Fortschritte in der Durchführung von Studien eine größere Fehlerhaftigkeit der frühen Studien angenommen werden, die zu übertriebenen Ergebnissen geführt hat. Dies trifft zweifellos für die drei Fallkontrollstudien aus Utrecht, Nijmegen und Florenz zu, sowie teilweise für die erste schwedische Studie aus Kopparberg/Östergötland, in welcher die Randomisierung nicht individuell erfolgte, was Ungleichheiten in Studien- und Kontrollgruppe möglich macht. Andererseits sind aber auch (historische) Unterschiede in der allgemeinen medizinischen Versorgung und in der Brustkrebsbehandlung denkbar, welche die Früherkennungs-Wirkung mit der Zeit abgeschwächt haben.

So ist denkbar, daß im New York der sechziger- und siebziger Jahre und der dort bekannten medizinischen Unterversorgung ärmerer Bevölkerungsschichten

# BRUST- KREBS

im organisierten Screening-Programm Frauen finanziell und institutionell einen viel besseren Zugang zur medizinischen Versorgung im Sinne einer rein klinischen Abklärung von Brustveränderungen und im Sinne einer besseren Behandlung des Brustkrebses bekamen, was die Ergebnisse der HIP-Studie beeinflusst hat. Die externe Validität der HIP-Studie wird zudem in Frage gestellt, als die Screening-Leistung mit der damaligen Technologie und Erfahrung deutlich schlechter war als in den späteren schwedischen Studien (siehe Tab. 7).

Obwohl 43% der erfaßten Brustkrebsfälle in der Studiengruppe Metastasen aufwiesen,

Erklärung, wieso das Mammographie-Screening in Kanada (fast ein Jahrzehnt später als in Schweden) ohne präventive Wirkung blieb. Mit dem Beginn der kanadischen Studie stand die Wirkung der adjuvanten Tamoxifen-Behandlung fest,<sup>25</sup> welches die Brustkrebsbehandlung veränderte. In Kanada wurde zudem die Wirkung der Mammographie zusätzlich zur periodischen klinischen Brustuntersuchung untersucht, während in Schweden nur mittels Mammographie gescreent wurde.

Diese Analyse der konsekutiven Studienergebnisse zeigt jedenfalls, daß unser Bild von der Wirksamkeit des Brustkrebs-Screenings anfänglich von vielversprechenden Studienergebnissen geprägt worden ist, die heute relativiert werden müssen.

## Methodische Fortschritte in der Evidenz-Beurteilung: Aussagelose Studien und vom relativen zum absoluten Risiko

Unser Bild über den Wert der Früherkennung hat sich in der

### Operations-Radikalität und Verlauf Radical mastectomy versus breast conservation

	Follow-Up (Jahre/years)	Brustamputation Mastectomy	Brusterhaltung* Breast conservation*
Überlebensrate - Survival			
NSABP	8	71 %	71 %
Gustave-Roussy	10	80 %	79 %
Milano	13	69 %	71 %
Danish Group	6	82 %	79 %
NCT	10	75 %	77 %

\* plus Bestrahlung - plus radiotherapy

[Jaccobson LA et al. N Engl J Med 1985; 102: 897-901]

Tabelle 5

chenden Fallstricke und statistischen Artefakte seit Jahren beschrieben worden sind.

Der Length Bias sei hier beispielhaft gezeigt, welcher dazu führt, daß screening-entdeckte Karzinome immer eine bessere Prognose haben müssen als klinisch bemerkte Tumore, auch wenn die Früherkennung am Verlauf nichts zu verändern vermag (siehe Abb. 1). Eine gute

zeigt sich praktisch von Anfang an in bereits fortgeschrittenem Stadium. In einem Screening werden aus diesem Grund die Karzinome mit einer guten Prognose vollständig erfaßt, während schnellwachsende Karzinome „durch die Maschen fallen“. Aus diesem und anderen Gründen sind prognostische Vergleiche zwischen Karzinomen, die beim Screening entdeckt wurden, mit solchen, die durch die klinische Manifestation erkennbar geworden sind, irreführend und aussagelos.<sup>3</sup>

Darüber hinaus kann nicht ohne weiteres davon ausgegangen werden, daß das TNM-Stadium die Prognose direkt bestimmt und eine Verhinderung fortgeschrittener Stadien auch tatsächlich kurativ wirksam ist; der Zusammenhang zwischen TNM-Stadium und Prognose kann durch einen Confounding Bias vorgetäuscht werden (siehe Abb. 2). Die Beziehung zwischen TNM-Stadium und Prognose wäre dann ein „Epiphänomen“ eines anderen Zusammenhangs.<sup>25</sup> Tatsächlich legen die bereits oben dargestellten Daten zur Natur und Verlaufsweise des Brustkrebses den Schluß nahe, daß in Wirklichkeit ein verborgenes „systemisches Stadium“ gleichzeitig die lokoregionäre Krankheitsäußerung und die Prognose bestimmt. Damit führt eine Verbesserung der TNM-Stadienverteilung nicht notwendigerweise zu einer Verbesserung der Prognose.

### Ergebnisse der Studien zum Mammographie-Screening

Studie	1970	1975	1980	1985	1990	1995	2000	2005	2010	2015
Relative Mortalität	100%	95%	90%	85%	80%	75%	70%	65%	60%	55%
Absoluter Mortalitätsunterschied	0	10%	20%	30%	40%	50%	60%	70%	80%	90%
Relative Mortalität (standardisiert)	100%	95%	90%	85%	80%	75%	70%	65%	60%	55%
Absoluter Mortalitätsunterschied (standardisiert)	0	10%	20%	30%	40%	50%	60%	70%	80%	90%

Tabelle 6

und nur 27% in der ersten schwedischen Studie, bewirkte das Screening in der HIP-Studie paradoxerweise eine größere Mortalitäts-Senkung.<sup>25</sup>

Historische Veränderungen von Begleitumständen in der medizinischen Versorgung und Therapie sind eine mögliche

historischen Festsetzung aus Trugschlüssen genährt, die damals als „wissenschaftliche Studien“ galten. Noch immer werden zum Beispiel Veränderungen der Tumorstadien-Verteilung durch eine Früherkennung als Erfolgs-Argument verwendet, obwohl die entspre-

Selbsteheilungskraft kann ein Krebswachstum über lange Zeit oder sogar dauerhaft eindämmen, was ein Erkennen der Krankheit in einem „frühen“ Stadium erlaubt; versagt hingegen die Abwehrkraft oder ist der Krebs zu aggressiv, schreitet die Krankheit schnell voran und

Das bedingungslose Früherkennungs-Credo und das oben genannte krude Krankheitsbild des Brustkrebses sind indessen historisch durch statistische Trugschlüsse dieser Art zementiert worden.

Die jüngste methodische Entwicklung in der Interpretation dieser Studien betrifft indessen nicht mehr diese nachgerade bekannten statistischen Fehlüberlegungen, die mindestens in den führenden Fachzeitschriften

Würde eine Frau zum Beispiel auf das Autofahren verzichten, könnte sie ihr Sterberisiko um rund viermal mehr senken als mit einer Teilnahme am Brustkrebs-Screening. Dieses vermeidbare Unfall-Sterberisiko bei regelmäßiger Autobenützung wird indessen ohne weiteres in Kauf genommen und ist nie Gegenstand von Befürchtungen und Präventionsdiskussionen.

kaum mehr zur Publikation gelangen; und randomisiert kontrollierte Studien zum Brustkrebs-Screening, die frei sind von diesen statistischen Artefakten, liegen heute in genügender Zahl vor (siehe Tab. 6). Es ist der Wechsel von relativen zu absoluten Risiken in der Angabe der Wirkgröße einer Intervention,

der immer mehr Diskussionsraum bekommt (vgl. etwa <sup>27</sup>). Einerseits ist nur mit der absoluten Risikoverminderung (Risikodifferenz) eine für die Patientin praktisch relevante Wirkgröße vorhanden, andererseits ist nur über absolute Risikoangaben ein Größenvergleich zwischen erwünschten und unerwünschten Wirkungen möglich.

Wenn also das Mammographie-Screening in Schweden zu einer Brustkrebs-Mortalitätssenkung von 25% geführt hat, wird damit eine volksgesundheitliche Größe ausgedrückt, die kaum etwas mit der Perspektive der individuellen Frau zu tun hat. Solche volksgesundheitlichen Größen sind dann adäquat, wenn die Wirkung allgemeiner öffentlicher Maßnahmen (z.B. Eindämmung der Luftverschmutzung oder restriktivere Waffengesetze) bemessen werden soll. Für Maßnahmen, die an der einzelnen Frau durchgeführt werden, ist hingegen nur eine individuelle Perspektive über den zu erwartenden Nutzen und Schaden in Form absoluter Risiken wirklich informativ und sinnvoll.

In der historischen Entwicklung haben sich allerdings eine rein klinische und rein epidemiologische Sichtweise nebeneinander herangebildet und zeigen aufgrund der personellen Trennung zwischen Klinik und Epidemiologie heute auch gerade hierzulande noch eine gewisse Persistenz. In den führenden Fachzeitschriften hat sich das Maß der Risikodifferenz hingegen als logischer Standard durchgesetzt. Dies leuchtet schnell ein: Tatsächlich bedeutet eine 25%-ige Sterbereduktion bei einem Mortalitätsrisiko von jährlich 10% etwas ganz anderes als eine 25%-ige Sterbereduktion bei einem Mortalitätsrisiko von jährlich 0,1%. Im ersten Fall ist ein Patient mit einer Nutzens-Chance von 1 zu 40 (oder 25 pro 1000 Patientennjahre) betroffen, im zweiten Fall beträgt die Nutzens-Chance 1 zu 4000 (oder 0,25 pro 1000 Patientennjahre). Diese Wirkgrößen-Angabe wird oft auch als Number needed to treat bezeichnet (was mathematisch dem reziproken

Wert der Risikodifferenz entspricht, wie das Beispiel zeigt).

### Was bringt das Brustkrebs-Screening?

Generell wäre gemäß den einschlägigen Kriterien von Wilson und Jungner als Voraussetzung für ein sinnvolles Screening gefordert, daß die angezielte Erkrankung „häufig“ sein muß. Was ist „häufig“? Nun ist das Mammakarzinom bei Frauen der häufigste Krebs und trifft je nach

maßes erwünschter und unerwünschter Wirkungen und deren vergleichende Bewertung.

Die zusammengefaßten Ergebnisse der Studien aus Schweden, die zuletzt publiziert worden sind,<sup>24</sup> sind in Tabelle 8 dargestellt. Wie sich zeigt, läßt sich durch ein Mammographie-Screening in der Altersgruppe zwischen 50 und 70 Jahren die Brustkrebs-Sterberate um nahezu 30% senken. Was heißt das bei einer genaueren Betrachtung?

## Früherkennung Early detection

Die schwedische Studie und der HIP-Trial im Vergleich  
The Swedish Study and the HIP trial in comparison

	HIP-Trial	Schwedische Studie
Beginn der Studie (beginning of trial)	1963	1977
Compliance	65 %	89 %
Prävalenz in 1. Screen Prevalence in initial screen	1,7 / 1000	5,0 / 1000
Mortalität Mortality	43 %	27 %
STERBE-REDUKTION MORTALITY REDUCTION	37 %	31 %

(Schmidt, Angerer-Schönbach 1988: 178-182)

Tabelle 7

Berechnungsgrundlage und Screening-Intensität bis zu 10% der Frauen. In deutlich weniger, in etwa 3% aller weiblichen Sterbefälle, ist der Brustkrebs indessen Todesursache (vgl. Tab. 1). Damit ist der „häufige“ Brustkrebs letztlich so selten Todesursache, daß die Gesamtsterblichkeit sogar durch einen gänzlichen Wegfall der Brustkrebs-Todesfälle kaum signifikant verändert würde.

Eine signifikante Veränderung der Gesamtmortalität zu erwarten und den Nutzen eines Brustkrebs-Screenings davon abhängig zu machen, so kann argumentiert werden, ist deshalb verfehlt. Andererseits kann aber auch argumentiert werden, daß eine Todesursache, deren Prävention sich nicht auf die Rate der Gesamtsterbefälle niederschlagen kann, eben für sinnvolle präventive Maßnahmen zu selten ist. Was stimmt nun? Eine sinnvolle Antwort läßt sich so nicht finden, sondern nur durch eine Gegenüberstellung des Aus-

gangs? In Tabelle 6 war ersichtlich, daß die schwedische Mortalitätsenkung „übersetzt“ heißt: 8 Brustkrebstodesfälle in 100'000 Frauenjahren, d.h. eine Nutzenschance von rund 1 zu 1000 innerhalb von 10 Jahren. Lohnt sich dieser Nutzen?

Obwohl diese Frage nicht einfach mit Ja oder Nein beantwortet werden kann, läßt sich doch zunächst einmal feststellen, daß eine solche Größenordnung in anderen Lebensbereichen als vernachlässigbar gilt. Würde eine Frau zum Beispiel auf das Autofahren (von etwa 40 km täglich bzw. 1150 km monatlich) verzichten, könnte sie ihr Sterberisiko um rund viermal mehr senken als mit einer Teilnahme am Brustkrebs-Screening.<sup>28</sup> Dieses vermeidbare Unfall-Sterberisiko bei regelmäßiger Autobenützung wird indessen ohne weiteres in Kauf genommen und ist nie Gegenstand von Befürchtungen und Präventionsdiskussionen. Offenbar wird einem vermeidbaren Verkehrsunfall-Tod ein ganz

# BRUST- KREBS

anderer Wert gegeben als einem verhütbaren Krebsstod, wobei sich allerdings der Verdacht aufdrängt, daß das Krebsproblem aufgrund eines teilweise überholten „Wissens“ und der entspre-

Man zahlt steigende Prämien, um sich der neuen Theologie der Absicherungsmedizin zu versichern.

chend verzerrten „Bilder“, wie eingangs erläutert, im Vergleich zum Unfallrisiko tatsächlich unrichtig und verzerrt wahrgenommen wird.

Während das Aufgeben des Autofahrens als relativ großer Verlust empfunden wird, so läßt sich überdies vermuten, scheint man zu glauben, daß die Krebsverhütung umsonst zu haben ist („umsonst“, nicht nur weil es ja die Krankenkasse bezahlen würde, sondern weil man nachteilige Auswirkungen und Nebenwirkungen übersieht). Wie oft bei Vergleichen, mag auch diese Gegenüberstellung zwischen Krebstod und Unfalltod „hinken“ und beantwortet die gestellte Frage, ob sich die Brustkrebs-Früherkennung lohnt, noch nicht.

Eine sinnvolle Antwort läßt sich, wie bereits gesagt, nur fin-

den durch eine Gegenüberstellung des Ausmaßes erwünschter und unerwünschter Wirkungen. Und in dieser Beziehung taugt der Vergleich mit dem Autofahren auf jeden Fall, um darauf aufmerksam zu machen, daß die zunächst vielleicht als unbedeutend empfundenen Nebenwirkungen gegenüber einer so kleinen Zahl verhüteter Krebstodesfälle nicht mehr vernachlässigbar sind.

Die Bilanz von erwünschten und unerwünschten Auswirkungen eines Mammographie-Screenings ist in Tabelle 9, basierend auf den 7- bzw. 9-Jahres-Ergebnissen der Kopparrberg/Östergötland- und der Malmö-Studie,<sup>29</sup> dargestellt. Es zeigt sich, daß etwa ein krebsverdächtiges Mammographie-Resultat lediglich in 1 von über 200 Fällen zu einem Nutzen führt. Es zeigt sich, daß von etwa 30 frühentdeckten Brustkrebsen nur eine Patientin profitiert, bei den anderen wird ohne gesundheitlichen Gewinn die Krankheitsphase verlängert bzw. die unbeschwerte Zeit vor der Krebsdiagnose verkürzt. Wie bereits oben begründet, nimmt zudem die Zahl der Krebsfälle durch die Früherkennung zu, so daß für einige Frauen auch das Risiko besteht, eine Krebsdiagnose zu bekommen und zu einer Krebspatientin zu werden, während sie ohne Screening unbeschwert gelebt hätten ohne die Krebgeschwulst je zu bemerken. Andererseits brachte das Screening einer gewissen Zahl von Frauen auch den Vorteil, daß ihr Tumor in einem früheren Stadium entdeckt wurde, wo heute eine weniger eingreifende Operation durchgeführt wird.

Diese Ergebnisse zeigen das Dilemma auf, welches ein Mammographie-Screening mit sich bringt. Es kann bei wenigen Frauen einen Brustkrebstod verhüten, was in diesen einzelnen Fällen einen großen Gewinn, ein großes Glück bedeutet. Andererseits werden eine mehrfache Zahl von Frauen das Pech haben, gesundheitliche Nachteile in Kauf nehmen zu müssen, ohne einen Nutzen zu haben. Dieses Dilemma läßt sich nicht „medizi-

nisch“ lösen, das Mammographie-Screening ist vielmehr ein eigentliches Glücksspiel, bei dem es ebenfalls häufiger Verliererinnen als Gewinnerinnen gibt.

Setzt eine Frau auf das Mammographie-Screening, so könnte sie mit sehr viel Glück die eine von 1000 sein, die dank der Früherkennung in den nächsten zehn Jahren nicht an Brustkrebs stirbt. Mit 99,9% wird ihr dieses Glück hingegen nicht zuteil werden, obwohl sie mit einer Wahrscheinlichkeit von etwa 15% das Pech haben wird, mit einem Krebsverdacht im ersten Röntgenbild konfrontiert zu werden, oder in 0,5% das Pech, eine unnötige Krebsdiagnose zu erhalten, die ihr ohne Screening erspart geblieben wäre. Setzt eine Frau auf einen Screening-Verzicht, könnte sie mit großem Pech gerade die eine von 1000

Brustkrebssterbefälle, die ja auch mit dem Screening keineswegs verschwinden werden, Stimmung zu machen und Frauen zur Mammographie zu drängen!

Die Darstellung dieser Perspektive, vor welcher letztlich jede Frau steht, die sich für oder gegen eine Screening-Mammographie entscheidet, ist in der medizinischen Fachwelt bisher wenig üblich. Wie bereits erwähnt, haben sich die medizinischen Fachrichtungen historisch auf zwei Schienen entwickelt: (1) Die der Prävention verpflichteten Schreibtischärzte (Präventivmediziner), welche mit bevölkerungsweiten Berechnungen eindrucksvolle Zahlen verhütbarer Sterbefälle vorlegen, ohne wahrzunehmen, welchen gesundheitlichen Auswirkungen die gescreenten Frauen insgesamt ausgesetzt werden. (2) Die prak-

## Früherkennung Early detection

Altersgruppe Age group	Reduktion der Brustkrebs-Todesfälle Reduction of breast cancer mortality
40 – 74	25 %
40 – 49	keine – none
50 – 69	29 %
70 – 74	marginal

[Nystrom et al. Lancet 1993; 341: 979-983]

Tabelle 8

sein, die in den nächsten zehn Jahren deshalb an Brustkrebs stirbt, oder die eine von 300, bei der wegen der fortgeschrittenen Tumorgroße bei einer allfälligen Brustkrebserkrankung die ganze Brust statt nur der Krebsknoten entfernt wird. Mit einer Chance von 99,9 bzw. von 99,7% wird sie von diesem Pech verschont bleiben und vermeidet gleichzeitig das Risiko, von den genannten gesundheitlichen Nachteilen getroffen zu werden.

Wer soll da sagen können, was mehr Glück und weniger Leiden bringt, was richtig ist? Wie irreführend ist es doch da, mit den Einzelschicksalen tragischer

tisch-klinisch tätigen Ärzte, die mit den durchgeführten Studien die Wirkung der Früherkennung bestätigt sahen und ihre Tätigkeiten ausdehnen konnten, ohne sich die Größenordnung der Wirkung bei ihren einzelnen Patientinnen weiter zu überlegen. Aufgrund dieser in der Medizin noch vorherrschenden verzerrten Perspektiven wird das Mammographie-Screening als medizinisch notwendig hingestellt, obwohl die Entscheidung für oder gegen ein Mammographie-Screening letztlich gar keine medizinische, sondern eine gesellschaftliche Frage ist bzw. eine weltanschauliche Frage des individuellen Um-

gangs mit (kleinen) Risiken (vgl. etwa <sup>30</sup>).

### ■ Klinische Epidemiologie

Mit der Klinischen Epidemiologie als übergreifendes Fach der Quantifizierung von Wirkungen beim Einzelpatienten hat sich aber auch in der Medizin eine neue umfassendere Sicht und wissenschaftliche Disziplin herangebildet. „Traditionally, clinical medicine focuses on mecha-

mitted and biased perspective. It is the relatively innovative approach of „clinical epidemiology“ which brings the various perspectives together, putting the relevant clinical events both into a quantitative and individual perspective. However, this change of paradigm, though inevitable, takes time and is facing considerable dissent“.<sup>31</sup>

Das Mammographie-Screening wird deshalb seit einigen

much further. I feel sad to be writing this; sad because naturally after so many years I am sorry that breast cancer screening may not be of benefit. I am also sad to seem to be critical of the many dear and valued colleagues I've worked with over the years, particularly those who have made such a magnificent contribution to the care and welfare of women with breast cancer. But they will recognise that I am telling the truth. I ask them to bring breast cancer screening into its proper perspective and ask again what we really wish to achieve in terms of benefit for women with the disease“.<sup>34</sup> Auch die „Checkliste Gesundheitsberatung und Prävention“ von Bucher und Gutzwiller sagt zur Mammographie: „Ein bevölkerungsweites Screening aller Frauen ist nicht zu empfehlen“.<sup>35</sup>

In Anbetracht dieser Korrekturen in der methodisch-wissenschaftlichen Entwicklung in der Medizin und in Anbetracht der Erkenntnis, daß eine Entscheidung für oder gegen das Brustkrebs-Screening letztlich keine medizinische, sondern eine gesellschaftlich-kulturelle Frage darstellt, ist es ein Glück, daß ein systematisches Mammographie-Programm in der Schweiz bisher nicht etabliert worden ist. Dies bedeutet natürlich nicht unbedingt, daß ein solches Programm auf keinen Fall angeboten werden soll. Die Schweiz kann sich aber heute aufgrund einer reiferen Perspektive entscheiden, ein allfälliges Programm könnte heute auf vernünftigen und besonnenen Grundlagen ohne falsche Versprechen eingeführt werden.

Dazu gehört sicher, daß den Frauen die Nutzensperspektive und das Entscheidungsdilemma genau dargelegt und daß auf unangemessene Bedrohungs-Szenarien verzichtet wird.

Die allfälligen Zielsetzungen, möglichst alle Frauen in ein Screening-Programm hineinzuführen, entspräche der einseitigen Interessenslage und überholten Perspektive der herkömmlichen Präventivmedizin. Vom Standpunkt einer unbedingten Krebsprävention müßten Frauen (und ihre Ehepartner)

nämlich genauso dringend angehalten werden, ihre ersten Kinder ja vor dem 20. Altersjahr zu zeugen und auf die Welt zu bringen; sicher bestünden auch Möglichkeiten, ein solches Vorhaben mit finanzieller Unterstützung junger Paare aus gemeinschaftlichen Geldern der Krankenkassen oder des Staates wirksam zu

Man kann den panischen Wunsch nach unaufgeklärter Mystifizierung der Absolutions-Macht moderner Diagnose-Maschinen als legitime Meinungsfreiheit anerkennen; für die Aufgabe der Medizin ist eine intellektuelle Diskussion hingegen unverzichtbar, die anfängt, solche kollektiven Täuschungen von wirklichen Fachkenntnissen, die uns weiterführen, zu unterscheiden.

Früherkennung – Early detection		
In der Praxis – in practice		
Auswirkung Effect	pro 100 000 Frauenjahre per 100,000 women-years	pro verbliebenem Krebssterbefall per persistent cancer death
Verstärkter Kontakt Prolonged contact period	6.2	-
Krebsdiagnosen Increase in early cancer	52	6.4
Verlängerung der Krebsheilungszeit Lengthening of disease period	180	30
Positive Mammographie Positive mammography finding	1500	250
Früherkennung-Mammographie Screening mammography	30 (300)	6 (60)

[Schmidt 80. In: The Epidemiologist 1990; 15: 319-324]

**Tabelle 9**

nisms of diseases in individuals. This perspective, quite often, tends to ignore the epidemiological and quantitative significance of such mechanisms. Therefore, it is often assumed that early detection necessarily interrupts the mechanisms of further dissemination and that early detection necessarily represents a benefit. Classical epidemiology, on the other hand, has mainly focussed on a population perspective and, therefore, welcomes as a key success the statistically significant reduction in mortality of a disease that is a serious health problem. This perspective tends to ignore the clinical significance of such a success and is unaware of the individual perspective and the total health impact on the potential patients. Both traditional approaches, thus, tend to see breast cancer screening from a li-

Jahren von einer Reihe von Autoren skeptisch beurteilt. So schreibt etwa der amerikanische Epidemiologe Eddy: „It is recommended that practitioners present the estimates of benefits, harms, and costs to their patients and let them choose a screening strategy that suits their personal history and preference“.<sup>32</sup>

Die kanadischen Chirurgen Wright und Mueller kommen in ihrem Aufsatz „Screening mammography and public health policy: the need for perspective“ zum Schluß: „Since the benefit achieved is marginal, the harm caused is substantial, and the costs incurred are enormous, we suggest that public funding for breast cancer screening in any age group is not justifiable“.<sup>33</sup>

Die englische Fachärztin M. Maureen Roberts, welche selbst an Brustkrebs starb, war vor ihrem Tod klinische Direktorin des „Edinburgh Breast Screening Project“; sie schrieb im British Medical Journal: „I believe that a rethink is required before the screening programme goes

Einer Teilaufgabe dieser Ausgabe liegt eine Beilage des Hirthammer Verlages bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

# BRUST- KREBS

Weil hier aber die Frage des Abwägens von Interessen und Gütern offensichtlich einer bereits sozial eingeübten praktischen Vernunft zugänglich ist, hätte eine solche Krebspräven-

Ist eine so aufwendige und belastende Maßnahme wie das Brustkrebs-Screening, welche die Sterblichkeit (an einer spezifischen Krankheit) reduzieren will, von signifikantem gesundheitlichen Gewinn, wenn sich an der Sterblichkeit insgesamt nichts verändert?

tion kaum eine Chance. Beim Brustkrebs-Screening, so scheint es, muß die gleiche praktische Vernunft hingegen erst noch ihren Weg finden, um die letztlich gleichen, hinter „medizinischer Wissenschaft“ kaschierten Fragen erkennen zu können. (Zwar läßt sich die „panische Mode“<sup>36</sup> nicht mehr von der Be-

drohung durch das Fegefeuer beeindrucken, und die einträglichen Gelder für die damals fachlich zuständige Kirche aus dem Handel von Ablaßbriefen sind längst versiegt. Das gesellschaftliche Muster scheint hingegen unverändert. Man zahlt steigende Prämien, um sich der neuen Theologie der Absicherungsmedizin zu versichern. Das Ausmaß der Panik vor dem letztlich doch nicht vermeidbaren Sterben verunmöglicht vorderhand noch eine stärkere Rolle einer aufgeklärten Besonnenheit, die zur Kenntnis nimmt, daß die fachlich zuständige Medizin offensichtlich vom Sterben und Ertragen von Unsicherheit und Risiken kaum mehr versteht als jede und jeder auf der Straße auch.)

Wie stark ein unrealistisches und unaufgeklärtes Wunschdenken nach Absicherung die Mammographie-Diskussion beherrscht, zeigt der auch vom „Nationalen Krebsbekämpfungsprogramm“ in die Welt gesetzte Glaube,<sup>37</sup> die Mammographie, wenn normal, gebe auch die Sicherheit, keinen Brustkrebs zu haben (die moderne Kirche, die Absolution verspricht und sich dadurch Einfluß zu sichern versucht). Es ist indessen schon lange klar, daß eine unauffällige Mammographie keine größere Sicherheit gibt als wenn eine Screening-Mammographie unterbleibt, denn ein Brustkrebs ist erst ab einer gewissen Größe in der Mammographie sichtbar. Mit einer negativen Mammographie ist eine Frau deshalb nicht 100%, sondern „nur“ 99,8% sicher, bis zur nächsten Untersuchung keinen tastbaren Brustkrebs zu entwickeln. Wird auf eine Screening-Mammographie verzichtet, ist diese Sicherheit aufgrund der letztlich geringen Krebshäufigkeit praktisch gleich groß, nämlich etwa 99,4%.<sup>29</sup> Ist eine Frau „sicher“, wenn sie mit 99,8% Wahrscheinlichkeit krankheitsfrei ist? Ist sie nicht sicher, wenn diese Wahrscheinlichkeit „nur“ 99,4% beträgt? Das subjektiv zweifellos oft vorhandene Gefühl der Sicherheit nach einer unauffälligen Mammographie beruht auf falscher Information und Täuschung.

Man kann den panischen Wunsch nach unaufgeklärter Mystifizierung der Absolutions-Macht moderner Diagnose-Maschinen als legitime Meinungsfreiheit anerkennen; für die Aufgabe der Medizin ist eine intellektuelle Diskussion hingegen unverzichtbar, die anfängt, solche kollektiven Täuschungen von wirklichen Fachkenntnissen, die uns weiterführen, zu unterscheiden.

Ein allgemeiner Entscheid für oder gegen ein Mammographie-Screening ist ein Abwägen, ob die gesundheitlichen Vorteile oder gesundheitlichen Nachteile höher bewertet werden, und ob die im Gesundheitswesen immer knapper werdenden Ressourcen und die fachlichen Anstrengungen in einem Mammographie-Screening wirklich am besten investiert sind. Das macht die Entscheidung nicht unbedingt einfacher. Eine solche Entscheidungsfindung, die nicht einfach wie bisher üblich von einer einseitigen Perspektive der (Präventiv-)Medizin vorgegeben wird, ist gesellschaftliches und politisches Neuland, ohne daß dazu etablierte Normen existieren. Es wäre aber allzu bequem, einfach die EU-Praxis nachzumachen, um „europakompatibel“ zu sein, oder die WHO für uns entscheiden zu lassen. Ich glaube, daß es ein Glück ist, daß die Schweiz bisher gezögert hat, die internationale Mode mitzumachen und auch in der neuen Verordnung zur Präventivmedizin die Screening-Mammographie als Kassenleistung auf Frauen mit erhöhtem Risiko (familiärer Belastung) beschränkt hat. Ob ein Mammographie-Screening aller Frauen zwischen 50 und 70 gesundheitlich mehr nützt als schadet und eine sinnvolle Prävention ist, muß noch ohne Zorn und Eifer ausdiskutiert werden.

## ■ Offene Fragen

Die Zahlen in Tabelle 9 stammen aus einer detaillierten Analyse der schwedischen Studienergebnisse im Jahr 1988. Obwohl die darin dargestellten Häufigkeiten von Mammographie-Untersuchungen und der frühentdeckten Krebszahlen auch 1995 im we-

sentlichen noch gültig und auf der Basis neuerer schwedischer Daten nur leicht zugunsten des Screenings zu korrigieren sind (persönliche Mitteilung Dr. M. G. Koch, Karlsborg), könnten neue, auf die Schweiz bezogene Hochrechnungen (in Form von Sensitivitäts-Analysen, welche auch die kanadischen Ergebnisse einbeziehen) für die weitere Diskussion nützlich sein.

## ■ Konkurrerende Mortalität und Gesamt-mortalität.

Wichtig sind insbesondere auch die Erfassung und Bewertung der Langzeiteffekte. So zeigen einerseits die jüngsten Ergebnisse der schwedischen Mammographie-Studien im 16-Jahresverlauf mindestens in einer Grafschaft offenbar eine relative Brustkrebsmortalitäts-Reduktion von gut 50% (bei initial 50-59jährigen Frauen), was auf eine anhaltende und zunehmende präventive Wirkung nach den ersten 5-10 Jahren schließen läßt (persönliche Mitteilung Dr. M. G. Koch, Karlsborg). Andererseits gilt es nach den Regeln der klinischen Ökonomie ein sogenanntes „Discounting“ zu berücksichtigen;<sup>38</sup> ein Mortalitäts-Gewinn, der erst in ferner Zukunft eintritt, hat nicht den gleichen Wert wie eine Mortalitäts-senkung, die schon bald nach der Durchführung der präventiven Maßnahme zum Zuge kommt. Eine wichtige Parallele zu dieser primär ökonomischen Überlegung besteht auch medizinisch gesehen als „epidemiologisches Discounting“.<sup>31</sup> Wird durch das heutige Screening ein Brustkrebstodesfall „erst“ in ferner Zukunft (z.B. in 15 Jahren) verhütet, dann steigt mit zunehmender Dauer die Wahrscheinlichkeit, daß eine andere Krankheitsursache vorher zum Tode führt (kompetitive oder konkurrierende Mortalität). Dies läßt sich illustrieren (Tabelle 10). In den neun Jahren Beobachtungsdauer war in der Malmö-Studie bei Frauen mit einem fortgeschrittenen Karzinom (Stadium II und III) in 20-30% eine andere Krankheit Todesursache. Bei Frauen mit einem Frühkarzi-

nom (Stadium I) kam hingegen in über 70% eine andere Todesursache zum Zug.<sup>19</sup> Damit hat eine präventive Wirkung, die erst in ferner Zukunft zum Zuge kommt, auch aus medizinischen Gründen nicht den gleichen

umfassen die schwedischen Studien allein 2,5 Millionen Beobachtungsjahre an fast 300'000 Frauen, ohne daß jedoch Daten zur Gesamtmortalität publiziert worden sind.<sup>24</sup> Ist eine so aufwendige und belasten-

Nun kann man argumentieren, daß jede Frau selber entscheiden soll, denn der subjektive Wert des Screenings sieht für jede individuelle Frau anders aus und noch so repräsentative Utility-Analysen sind für die einzelne Frau deshalb von beschränkter Aussage. Aus solchen Gründen sind Utility-Analysen bis zu einem gewissen Grad umstritten. Nun stellt sich aber vielleicht auch die Frage, ob die Gesellschaft über allgemeine Krankenkassenleistungen für die Kosten aufkommen soll oder ob die „Screening-Kultur“ als individuelle Option von den Benutzern selbst getragen werden soll. Zudem fließen in Utility-Analysen auch die Wertungen von Frauen ein, die Vor- oder Nachteile des Screenings selbst erfahren haben, so daß die Ergebnisse solcher gutgemachten Studien auch für die einzelne Frau eine wichtige Information sind. Schließlich gilt es zur Kenntnis zu nehmen, daß solche Wertungen ohnehin dauernd implizit vorgenommen werden, etwa wenn Ärzte oder die Krebsliga den Patientinnen oder der Öffentlichkeit gegenüber Empfehlungen geben.

Diese (impliziten) Wertungen erfolgen heute indessen oft auf einseitigen medizinischen Modellen, dienen oft zu einseitig der Verfolgung institutioneller Interessen und lassen den Wertungsprozeß im unklaren. Utility-Analysen haben deshalb auch die wichtige Funktion,<sup>27</sup> die Bewertungen explizit zu machen und zu klären, wer aufgrund welcher Kriterien den Wert eines Mammographie-Screenings überhaupt bestimmen soll. Utility-Analysen wären ein wichtiges Mittel, um den anstehenden Entscheid über die Einführung eines systematischen Mammographie-Screenings gesellschaftlich transparent zu machen, und mit ihnen könnte die Gefahr verkleinert werden, daß lediglich lautstarke Interessengruppen und von Medien angeheizte Emotionen bestimmen, wie die Gelder im Gesundheitswesen eingesetzt werden. In dieser Beziehung sollte es auch offensichtlich sein, daß nicht andere, vielleicht noch weniger effiziente

medizinische Maßnahmen, die heute (noch) praktiziert werden, eine „Gleichbehandlung“ eines allfälligen Mammographie Screenings rechtfertigen sollen, sondern nur ein klarer Entscheid, daß ein Mammographie-Screening merklich mehr Leiden verhütet als es schafft und daß die Mittel so am besten eingesetzt wären.

### Mortalitätsrückgang durch Früherkennung oder Behandlungsfortschritte?

Die Entwicklung der Brustkrebs-Mortalität in England nach der Einführung eines systematischen Screenings zeigt, daß der daraufhin einsetzende merkliche Mortalitäts-Rückgang aufgrund des zeitlichen Beginns kaum etwas mit dem Screening zu tun hat, sondern viel eher mit den gleichzeitigen therapeutischen Fortschritten, v.a. mit der breiten Einführung von Tamoxifen in die adjuvante Behandlung.<sup>26,40</sup> In den USA nahmen bereits ab Mitte der siebziger Jahre als Folge der Brustkrebs-Erkrankung der Gattinnen von Präsident und Vizepräsident die Screenings-Aktivitäten zu, was - wie auch heute in England nach der Einführung des Screenings - zu einer markanten Zunahme der Brustkrebsfälle führte.<sup>40,41</sup> Die Zunahme der Rate diagnostizierter Brustkrebsfälle um 33% zwischen 1973 und 1988 in den USA erfolgte, ohne daß sich die Brustkrebs-Mortalität veränderte.<sup>42</sup>

Adjuvantes Tamoxifen führt zu einer durchschnittlichen Mortalitätsreduktion von 15-20%.<sup>43</sup> Wie aus Abbildung 3 ersichtlich, beträgt diese Mortalitätsreduktion bei „frühentdecktem“ Brustkrebs ohne Lymphknotenbefall jedoch lediglich 5%, während bei „fortgeschrittenem“ Brustkrebs mit Lymphknotenbefall die Mortalität um 16% gesenkt werden kann. In dieser Beziehung genau gleich sehen die Resultate für die adjuvante Chemotherapie aus.<sup>43</sup> Im Gegensatz zur Zeit der Einführung der Mammographie-Programme in Schweden haben somit inzwischen Fortschritte in der Behandlung seit 1990 die Brustkrebs-Mortalität merklich

Konkurrierende Mortalität Competing mortality ("epidemiological discounting")		
Tumor-Stadium Tumour stage	Proportionale Mortalität - Proportional mortality	
	Brustkrebs Breast cancer	Anderere Ursachen Other causes
I	28 %	72 %
II	70 %	30 %
III	81 %	19 %

Malmö-Studie, 9 Jahre Follow-Up - Malmö trial, 9 years follow-up

[Andersson et al. Br Med J 1990; 201: 943-946]

**Tabelle 10**

Wert wie eine schon bald eintretende Wirkung, denn diese Wirkung kann zunehmend gar nicht mehr zum Zuge kommen.

Um die praktische Bedeutung der Verhütung von Brustkrebstodesfällen im Wechselspiel konkurrierender Todesursachen näher zu definieren, wären deshalb Auswertungen der Gesamtmortalität wichtig. Zudem ist nicht von der Hand zu weisen, daß ein derart massenhaft eingreifendes Programm auch zu unerwünschten Todesfällen führen könnte, welche angesichts der - wie gezeigt - geringen absoluten Mortalitätsreduktion nicht mehr vernachlässigbar sind. Man weiß zum Beispiel gerade aus Schweden, daß bei Krebspatienten, v.a. in den ersten zwei Jahren nach der Krebsdiagnose, die Suizidrate mehrfach zunimmt.<sup>39</sup> Angesichts der oben dargestellten Vorverlegung der Diagnose durch die Früherkennung und der Zunahme der Krebsfälle durch das Screening bestände hier eine Möglichkeit, daß ein Screening-Programm auch Sterbefälle produzieren könnte.

Bisher publizierte Ergebnisse zeigten keinen Einfluß des Mammographie-Screenings auf die Gesamtmortalität;<sup>29</sup> inzwischen

de Maßnahme wie das Brustkrebs-Screening, welche die Sterblichkeit (an einer spezifischen Krankheit) reduzieren will, von signifikantem gesundheitlichen Gewinn, wenn sich an der Sterblichkeit insgesamt nichts verändert? Diese Frage sollte gestellt und die Wirkung des Screenings auf die Gesamtsterblichkeit ausgewertet werden.

### Utility-Analysen

Für die Bewertung der dargestellten erwünschten und unerwünschten Auswirkungen eines Screenings könnten Utility-Analysen weiterhelfen.<sup>31</sup> Das heißt, daß möglichst repräsentative Bewertungen vorgenommen werden, in welchen die Vor- und Nachteile in ihrer Wirkung auf die (subjektive) Lebensqualität in Befragungen Betroffener eruiert werden. Auch wenn als Meßplatte in solchen Analysen oft monetäre Einheiten (z.B. Dollars<sup>27</sup>) verwendet werden, handelt es sich dabei primär um eine Analyse des Gesundheitswertes und erst sekundär um eine ökonomische Bewertung, wenn dann gleichzeitig Überlegungen angestellt werden, wo das (knappe) Geld am besten ausgegeben werden soll.

# BRUST-KREBS

gesenkt. Die kanadische Studie, die keine Wirkung des Mammographie-Screenings auf die Brustkrebs-Mortalität zeigen konnte, begann, als die Einführung der adjuvanten Tamoxifen-Behandlung die Brustkrebsbehandlung veränderte (in Kanada wurde zudem die Wirkung der Mammographie zusätz-

lich zur periodischen klinischen Brustuntersuchung untersucht, während in Schweden nur mittels Mammographie gescreent wurde).

Es stellt sich deshalb die Frage, ob die (mammographische) Früherkennung heute noch die gleiche Wirkung bringen kann angesichts dieser therapeutischen Verbesserungen, die vor allem bei bereits fortgeschrittenem Brustkrebs wirksam scheinen. Jedenfalls betrachtet auch der englische Chirurg und Präsident des nationalen britischen Koordinationskomitees für Brustkrebs-Studien, Michael Baum, eine Neubeurteilung für nötig, bei welcher geklärt wird,

ob die Ressourcen nicht besser für die weitere Entwicklung von wirksamen systemischen Therapien statt für das Screening eingesetzt werden.<sup>26</sup>

Es darf bei solchen Überlegungen nicht übersehen werden, daß diese therapeutischen Fortschritte wirklichen Patientinnen zugute kommen, ohne daß gesunde Frauen in beträchtlicher Zahl den potentiell nachteiligen Auswirkungen eines Screenings ausgesetzt werden.

## Wirksamere Hilfe durch neue Wege und innovative Forschung?

Die eingangs ausführlich dargelegten Unklarheiten über die Wirksamkeit einer lokalen Tumorkontrolle in der Brust und die Fortschritte der systemischen Therapie lenken das Forschungsinteresse schließlich auch in eine weitere Richtung. Ist die Krebszelle als Krankheits-Agens denn der entscheidende Faktor im Krankheitsgeschehen? Statt von der Aggressivität der Krebszelle als Determinante des Verlaufs, ließe sich auch vom Zustand des Wirtes als bestimmendem Faktor ausgehen. Bei 25% aller Frauen können, wie eingangs in Tabelle 2 dargestellt, Brustkrebszellen gefunden wer-

den; es ist durchaus denkbar, daß nicht nachweisbare Brustkrebszellen bei einem noch größeren Anteil von Frauen vorkommen. Wieso wachsen viele dieser Brustkrebszellen nicht einmal zu einer klinisch manifesten

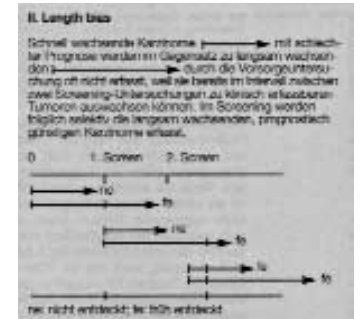


Abbildung 1

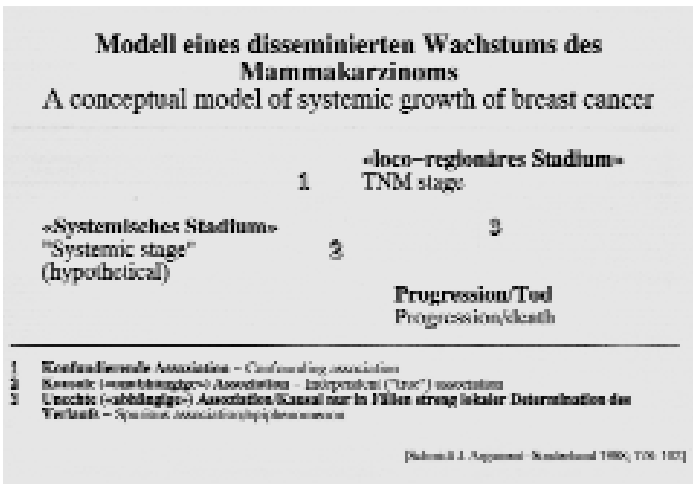


Abbildung 2

Krankheit aus, während sie in anderen Fällen zum Tod führen? So kommt der kanadische Chirurg Devitt zum Schluß: „[The evidence] suggests [that growth and disseminated appearance of „breast“ cancer is] an ongoing systemic failure of growth control“.<sup>12</sup> Und der bekannte kalifornische AIDS-Forscher Levy: „In several ways the challenges of AIDS resemble the challenges of cancer. Maintaining tumour dormancy or HIV latency may be easier to attain than the long-sought cure“.<sup>44</sup>

Schon heute sind Wirtsfaktoren bekannt, welche die Prognose bestimmen. So hat das soziale und emotionale Netz einen Einfluß auf das Überleben von Brustkrebspatientinnen,<sup>45</sup> und schwere Lebensereignisse scheinen die Rezidivrate in einem beträchtlichen Ausmaß mitzubestimmen.<sup>46</sup> Zudem existieren auch bereits erste Daten aus einer kontrollierten Studie, welche eine Verdoppelung der Überlebenszeit unter „supportive group therapy“ bei Patientinnen mit metastasierendem Mammakarzinom zeigen.<sup>47</sup> Eine innovative Forschung, welche Hypothesen der Komplementärmedizin über die Selbstheilungs-Fähigkeit des Körpers mit moderner klinisch-epidemiologischer Methodik zu verifizieren versucht, läßt ebenfalls mehr erwarten als das in bezug

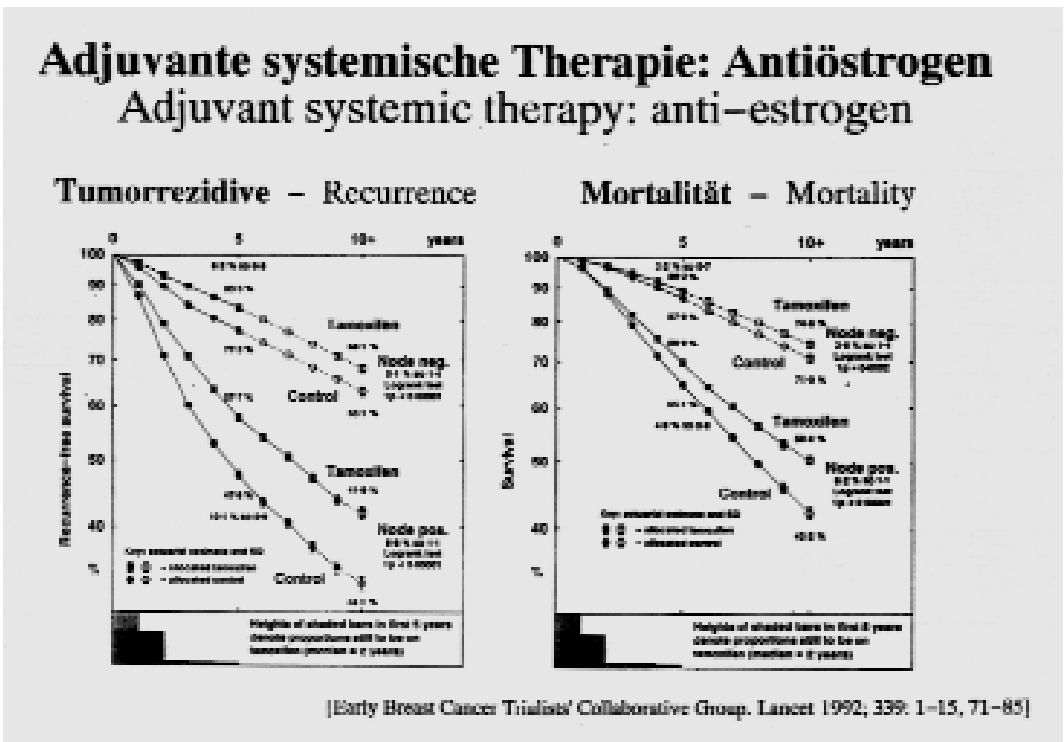


Abbildung 3

auf die Lebensqualität problematische Screening.

Es gilt deshalb auch zu klären, ob durch eine allfällige Einführung eines Mammographieprogramms in der Schweiz nicht Ressourcen gebunden würden, die möglicherweise sinnvoller für neue Forschungsansätze zur Verbesserung der Krebsanfälligkeit und für solche gruppentherapeutische Unterstützungsprogramme für Krebskranke zu verwenden sind.

### ■ **Schlußfolgerung**

Ob ein Mammographie-Screening gesundheitlich mehr nützt als schadet und eine sinnvolle Prävention ist, muß noch ohne Zorn und Eifer ausdiskutiert werden. Von Seiten der Medizin sind einige offene Fragen zu klären und die Unsicherheitsmargen darzulegen, die bei der Schätzung von erwünschten und unerwünschten Auswirkungen bestehen. Zudem könnten Utility-Analysen (Befragungen repräsentativer Gruppen über die Bewertung von Vor- und Nachteilen) die Entscheidungsfindung über Wert und Wertlosigkeit dieser präventiven Maßnahme transparenter machen. Letztlich handelt es sich um eine gesellschaftlich-politische und weltanschauliche Frage, die nicht von der Perspektive der Medizin und ihrer institutionellen Interessenslage beantwortet werden kann. Die Entscheidung nicht an die Medizin zu delegieren und diese Verantwortung zu erkennen, ist Neuland für die nicht-medizinische Öffentlichkeit. Darüber hinaus deutet einiges darauf hin, daß sich mit therapeutischen Fortschritten und mit einer innovativen Forschung, welche statt der Krebsbekämpfung die Stärkung der Abwehrkraft zum Ziel hat, heute mehr erreichen läßt als mit der problematischen Früherkennung.

Vielleicht besteht die Lösung darin, die Entscheidung zur Screening-Mammographie den einzelnen Frauen selbst zu überlassen unter der Voraussetzung, daß eine adäquate Information über Vor- und Nachteile erfolgt und daß gleichzeitig eine maximale Screening-Qualität gewähr-

leistet ist. Zu dieser Information gehört die Mitteilung, daß es unsicher und eine Glücksache ist, ob eine Frau Vor- oder nur Nachteile durch ein Screening erleidet.

### **Literatur:**

- 1) Grady D et al. Hormone therapy to prevent disease and prolong life in postmenopausal women. *Ann Intern Med* 1992; 117: 1016-1037
- 2) Nielsen M et al. Precancerous and cancerous breast lesions during lifetime and at autopsy. *Cancer* 1984; 54: 612-615
- 3) Schmidt JG. Früherkennung und Umgang mit Risikofaktoren. In Kochen MM (ed). *Allgemeinmedizin*. Hippokrates, Stuttgart 1992: 133-149
- 4) Sacks NP, Baum M. Primary management of carcinoma of the breast. *Lancet* 1993; 342: 1402-1408
- 5) Cuzick J et al. Cause-specific mortality in long-term survivors of breast cancer who participated in trials of radiotherapy. *J Clin Oncol* 1994; 12: 447-453
- 6) Price A et al. Treatment of breast cancer. *Lancet* 1994; 343: 427-428
- 7) Jacobson JA et al. Ten-year results of a comparison of conservation with mastectomy in the treatment of stage I and II breast cancer. *N Engl J Med* 1995; 332: 907-911
- 8) Bailar JC III. Surgery for early breast cancer - can less be more? *N Engl J Med* 1995; 333: 1496-1498
- 9) Gazet JC et al. Prospective randomized trial of tamoxifen versus surgery in elderly patients with breast cancer. *Lancet* 1988; i: 679-681
- 10) Henderson C, Canellos GP. Cancer of the breast - The past decade. *N Engl J Med* 1980; 302: 17-30, 78-90
- 11) Fisher B et al. Significance of ipsilateral breast tumour recurrence after lumpectomy. *Lancet* 1991; 338:327-331
- 12) Devitt JE. Breast cancer: Have we missed the forest because of the tree? *Lancet* 1994; 244: 734-735
- 13) Schmidt JG. Response to Dr Shapiro's dissent. *J Clin Epidemiol* 1990; 43:235-239
- 14) Shapiro S et al. Periodic breast cancer screening in reducing mortality from breast cancer. *JAMA* 1971; 215: 1777-1785
- 15) Colette HJA et al. Evaluation of screening for breast cancer in a non-randomized study (the DOM Project) by means of a case-control study. *Lancet* 1984; i: 1224-1226
- 16) Verbeek ALM et al. Reduction of breast cancer mortality through mass screening with modern mammography.

First results of the Nijmegen Project 1975-81. *Lancet* 1984; i: 1222-1224

17) Tabár L et al. Reduction in mortality from breast cancer after mass screening with mammography. *Lancet* 1985; i: 829-832

18) Palli D et al. A case-control study of the efficacy of a non-randomized breast cancer screening program in Florence (Italy). *Int J Cancer* 1986; 38: 501-504

19) Andersson I et al. Mammographic screening and mortality from breast cancer: The Malmö Mammographic Screening Trial. *BMJ* 1988; 297: 943-948

20) Roberts MM et al. Edinburgh trial of screening for breast cancer: Mortality at seven years. *Lancet* 1990; 335: 241-246

21) Frisell J et al. Randomized study of mammography screening - preliminary report on mortality in the Stockholm trial. *Breast Cancer Res Treat* 1991; 18: 49-56

22) Miller AB et al. Canadian National Breast Screening Study: 2. Breast cancer detection and death rates among women aged 50 to 59 years. *Can Med Assoc J* 1992; 147: 1477-1488

23) Miller AB et al. Canadian National Breast Screening Study: 1. Breast cancer detection and death rates among women aged 40 to 49 years. *Can Med Assoc J* 1992; 147: 1459-1476

24) Nyström et al. Breast cancer screening with mammography: Overview of Swedish randomised trials. *Lancet* 1993; 341: 973-978

25) Schmidt J. Die Brustkrebs-Vorsorgeuntersuchung: Die kritische und praktisch relevante Beurteilung wissenschaftlicher Daten. *Das Argument* (Berlin) 1988; AS 178: 100-122

26) Baum M. Screening for breast cancer, time to think - and stop? *Lancet* 1995; 346: 436-437

27) Guyatt G, Sackett DL, Sinclair JC et al. Users' guides to the medical literature - IX. A method for grading health care recommendations. *JAMA* 1995; 274: 1800-1804

28) Weltwoche 1994; Nr. 31 (4. Aug.): 18 (Wettstein W: Wenig Nutzen, aber viel Angst)

29) Schmidt JG. The epidemiology of mass breast cancer screening: A plea for a valid measure of benefit. *J Clin Epidemiol* 1990; 43: 215-225

30) Bouvier P et al. Ethische Fragen bei der Früherkennung. *Schriftenreihe der SGGP* Nr. 43, 1995

31) Schmidt JG. Natural history of breast cancer. *Lancet* 1992; 339: 810

32) Eddy DM. Screening for breast cancer. *Ann Intern Med* 1989; 111: 389-399

33) Wright CJ, Mueller CB. Screening mammography and public health policy:

The need for perspective. *Lancet* 1995; 346: 29-32

34) Roberts MM. Breast screening: Time for a rethink? *BMJ* 1989; 299: 1153-1155

35) Bucher H, Gutzwiller F (Hrsg.) *Checkliste Gesundheitsberatung und Prävention*. Georg Thieme Verlag, Stuttgart 1994

36) NZZ-Folio 1996; Nr. 7 (Juli): 28-29 (Krass S: Das Prinzip Risiko)

37) Nationales Krebs-Bekämpfungsprogramm. *Brustkrebs: Fakten und Handlungsbedarf*. Bundesamt für Gesundheitswesen und Schweizerische Krebsliga, 1996

38) Drummond MF et al. *Methods for the economic evaluation of health care programmes*. Oxford University Press 1987

39) Allebeck P et al. Increased suicide rate in cancer patients. A cohort study based on the Swedish Cancer-Environment Register. *J Clin Epidemiol* 1989; 42: 611-616

40) Quinn M, Allen E. Changes in incidence of and mortality from breast cancer in England and Wales since introduction of screening. *BMJ* 1995; 311: 1391-1395

41) Bailar JC, Smith EM. Progress against cancer? *N Engl J Med* 1986; 314: 1226-1232

42) Minerva. *BMJ* 1993; 307:574

43) Early Breast Cancer Trialists' Collaborative Group. *Lancet* 1992; 339: 1-15, 71-85

44) Levy JA. HIV research: A need to focus on the right target. *Lancet* 1995; 345: 1619-1621

45) Hislop TG et al. The prognostic significance of psychosocial factors in women with breast cancer. *J Chron Dis* 1987; 40: 729-735

46) Ramirez AJ et al. Stress and relapse of breast cancer. *BMJ* 1989; 298: 291-293

47) Spiegel D et al. Effect of psychosocial treatment on survival of patients with metastatic breast cancer. *Lancet* 1989; ii: 888-891

**raum&zeit ist die  
einzige wissen-  
schaftskritische  
Zeitschrift im  
deutschsprachi-  
gen Europa.**